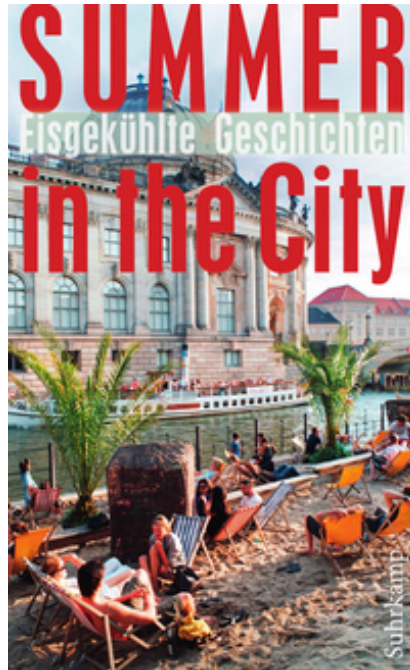


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Gretter, Susanne
Summer in the City

Heisskalte Geschichten
Herausgegeben von Susanne Gretter

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4348
978-3-518-46348-2

suhrkamp taschenbuch 4348

Eine Sommerliebe zwischen Stuttgart und Berlin-Friedrichshain (Anna Katharina Hahn). Palmen, Meer, Strand, Ein erster Kuss in Hollywood: eine junge Japanerin lässt sich in Los Angeles verzaubern (Franka Potente). Die brennende Sonne von Damaskus (Etel Adnan). Eine »berührende« Begegnung am Kottbusser Tor (Svealena Kutschke). Ein Rendezvous mit einer Griechin in Prag (Maxim Biller). Sommerfrische in einem Berliner Schrebergarten (Wladimir Kaminer). Die Stadt ist mehr als Kulisse für diese heißkalten Geschichten.

Sie ist Bühne und Laufsteg, Droge und Freund, Feind und Souffleur: Summer in the City.

Summer in the City

Heißkalte Geschichten

Herausgegeben von
Susanne Gretter

Suhrkamp

Umschlagfoto: Georg Knoll/Iaif

suhrkamp taschenbuch 4348

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Quellennachweise am Schluss des Bandes

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: cornelia niere, münchen

ISBN 978-3-518-46348-2

Summer in the City

Inhalt

Hot town, summer in the city

- José Riço Direitinho, Das Mädchen, das sein *Ich*
suchte und mich fand 13
Etel Adnan, Hör zu, Hassan ... 46
Anna Katharina Hahn, Hier ist es still 59

At night it's a different world

- Svealena Kutschke, Flimmern 71
Serhij Zhadan, Live fast, die young 87
Jenni Zylka, Russisch Koks 93

Go out and find a girl

- Ralf Rothmann, Spitze Schuhe 103
Claudius Seidl, Die Farbe Rot 116
Maxim Biller, Die süße Hure 120

Cool town, evening in the city

- Alexander Osang, Samstagsspiel mit Salinger 127
Lola Arias, Sonntag 142
Julia Franck, Für Sie und Ihn 149

In the summer in the city

- Robert Menasse, Glück in Luxemburg 165
Franka Potente, Kitamakura oder 49 Tage 170
Stewart O'Nan, In den Mauern der Stadt 182
Andrzej Stasiuk, Pogradec 199
Wladimir Kaminer, Mein Leben im Schreber-
garten 204

Quellennachweise 220

Hot town, summer in the city

José Riço Direitinho
Das Mädchen, das sein ›Ich‹ suchte
und mich fand

An jenem Nachmittag, an dem ich sie zum ersten Mal an einem Tisch der vielen Straßencafés auf dem *Savignyplatz* sah, erinnerte sie mich an ein schönes Boot, das

– und dies seit einigen Tagen –
mit gebrochenem Zeiger im gläsernen Kompassgehäuse und ohne Küste vor Augen dahinfuhr.

Es war ein elegantes Segelschiff, das der heftige Wind und die aufgepeitschten Wogen

(– und wer würde dies heute noch wissen können?

Vielleicht lag es nur an dem schlecht verstauten Ballast in jenen finsternen Tiefen des Laderaums unter der Wasserlinie –)

wie eine steuerlose Jacht erscheinen ließen, verloren auf einem Meer, das durch reizvolle Korallenbänke noch viel gefährlicher wird. Vielleicht irrte dieser Segler nur in Erwartung günstigerer Winde umher, um später andere, weniger abenteuerliche Gewässer anzu-steuern, die ihrer von früheren Schäden verursachten Zerbrechlichkeit zuträglicher waren, noch auszubessernden Schäden am Steuer, an den Fetzen von Klü-ver und Fock, der Boleine und allen anderen Tauen.

Die Übrigen, die bei ihr waren, erinnerten mich an etwas anderes, das ich in der Zwischenzeit vergessen habe.

Ich habe mich nicht geirrt.

Sibylle war all dies.

Dies war der erste Nachmittag.

Und zwar so:

Es war einer dieser unerträglichen Sommertage in jenem Jahr. Und wegen der viel zu großen Hitze wohl einer der letzten Tage im Juli; etwa zwei oder drei Wochen vor dem regnerischen Ende des kurzen deutschen Sommers. Aber daran kann ich mich nicht erinnern, sondern nur daran, wenige Menschen im Zentrum der Stadt gesehen zu haben. Vielleicht, weil die Leute abgereist oder noch nicht zurückgekehrt waren.

Es ist immer so:

Jeden Sommer fallen sie wie eine munter-brünstige Meute auf den spanischen Inseln ein; in täglich aufeinanderfolgenden Flügen von den drei Berliner Flughäfen.

»Abflug: Tegel, Tempelhof und Schönefeld.«

»Ankunft: Mallorca, Ibiza und Teneriffa.«

Wie eine unentbehrliche Luftbrücke, um den vom strengen Herbst und Winter geschwächten Seelen zu helfen.

Der Wind strich leicht über die Umzäunung des Straßencafés, bewegte die Blätter der Platanen und trug das Gefühl von Benommenheit mit sich fort, das mir die Atem benehmende Luft verursachte. Aber auch so war es mir nicht möglich gewesen, mehr als drei oder vier Minuten hintereinander zu lesen. Die feuchte, sich auf meiner Haut ausbreitende Hitze machte mir zu schaffen, bewirkte, dass der dünne Stoff meines Hemdes wie eine riesige, alles bedeckende Briefmarke darauf klebte, und außerdem war da der weiße Widerschein des Lichtes auf den Seiten des Buches.

Das Restaurant hieß

– ich glaube, es heißt noch immer so –

Cour Carrée.

Aber ich erinnere mich gut daran, dass ich aus Gründen, die ich später vielleicht verständlich machen kann, an diesem ersten Nachmittag, an dem ich sie sah und an dem ich wohl begonnen habe, sie sehr langsam kennen zu lernen, noch dabei war, die spanische Fassung (*Ediciones Siruela*) des Romans *Ángeles del Universo* des isländischen Schriftstellers Einar Már Guðmundsson zu lesen.

Die Straßencafés, das eine oder andere von niedrigen, efeubewachsenen Zäunen umgeben, vor einigen Restaurants und Bars des *Savignyplatzes*

– sowie in vielen anderen Winkeln, die auch in der Nähe dessen lagen, was damals noch das Zentrum der Stadt war –,

beherbergen große Bäume, die dort wie willkürlich zwischen den wenigen Tischen stehen gelassen schienen, in der Absicht, ein ländliches Ambiente zu schaffen.

Überraschende, weil stille, nahezu bukolische Szenarien, um das Ruhebedürfnis desjenigen zu befriedigen, der ins *neue Berlin* ohne Mauer kommt

– zehn Jahre und einige Monate nach dem November des »Falls« –,

... der Mauerfall ...

begleitet von der Erinnerung an eine andere große Stadt, der Hauptstadt eines südeuropäischen Landes.

... das neue Berlin ...

Ich blickte umher und versuchte, mich des Unwohlseins zu entledigen, das mir die Aufdringlichkeit von Hitze und Licht verursachte. Und dabei entdeckte ich sie

– oder vielleicht besser –,

die Gruppe, in der sie sich befand. Ich erinnere mich nicht, ob es daran lag, dass mich die mit Vogelgezwitzscher vermengten Stimmen dieser Gruppe erreichten, oder an etwas anderem, das ich sofort vergessen haben musste.

Sibylle erinnerte mich wieder an ein umherirrendes Schiff.

Es war, als berge sie eines jener sagenhaften Seen- und Meeresgeheimnisse in sich, die sich gelegentlich mit dem erwarteten Auftauchen von Ungeheuern schmücken, die seit Urzeiten, als sie in lebenswürdiger Ehrerbietung von den Göttern besucht wurden, in den finsternen Wassern der Tiefe leben.

Sie war eines jener Geheimnisse, die mit den stets von weisen, unverdächtigen Stimmen erzählten Geschichten immer größer werden, und die es unserem logischen Denken aufgrund unserer irrationalen Ängste und dem beschwichtigenden Verstreichen der Jahre immer schwerer machen, sie zu deuten. Dessen war ich ganz sicher.

Sie hatte sich mit zwei weiteren Frauen und einem Mann nicht weit von mir an einen Tisch gesetzt. Sie sagte mir Tage später, dass sie sich, kurz bevor ich gekommen war, so hingesezt hatte, schräg zu dem Tisch, an den ich mich, ohne sie gesehen zu haben, später setzen sollte.

Sie hielt den Kopf etwas nach unten geneigt, als ich sie ansah, das etwas vorstehende, aber wohlgeformte Kinn auf die Brust deutend, den Blick erhoben. Sie alle tranken, was mir wegen der schmalen, langstieligen Gläser ein weißer Sekt zu sein schien, ein beliebter deutscher oder österreichischer Schaumwein. Drei der Gläser auf dem Tisch waren fast voll; das andere,

das wohl ihr gehörte, weil es vor ihr stand, war schon leer.

Ich verstand nicht, was sie sagten, hörte nur einzelne Worte, die sich aus dem Stimmengewirr des Straßencafés lösten, weibliche Stimmen, die mir im lebhaften Rhythmus eines Crescendos ins Ohr drangen; vielleicht war es eine einsetzende Euphorie, die ihn derart beschleunigte.

Ich erinnere mich, dass ich meine Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf den Mann richtete. Mir schien, dass ich ihn weder hatte sprechen hören, noch die leiseste Regung an ihm bemerkt hatte, seitdem mir die Anwesenheit der Gruppe bewusst geworden war. Von dort, wo ich saß, konnte ich sein Gesicht nicht erkennen. Bis dahin hatte er die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf auf den unterm Kinn verschränkten Händen ruhen lassen.

... er scheint eine Statue zu sein ... eine von denen, die sie auf beiden Seiten des Ku'damms verteilt haben ... des Kurfürstendamms ... hyperrealistische Statuen ... erzeugt von amerikanischen Künstlern mit Baseballmütze auf dem Kopf ... bis zu den Augenbrauen ... den Schirm im Nacken ...

Ich hatte mich vor etwas mehr als einer Viertelstunde hingesetzt, um zu lesen. Dann klappte ich das Buch ziemlich entschlossen zu und legte es zwei oder drei Handbreit weg von mir auf den Tisch. An diesem Nachmittag wollte ich es nicht mehr aufschlagen.

Ich schloss diese sehr lebhaften Beschreibungen eines Geisteskranken in einem bescheidenen Arbeiterviertel von *Reykjavík*, die quälerischen Wahnsinnsgeschichten eines an Schizophrenie leidenden Mannes namens Páll, der nach seinem Tod zum Erzähler

des Romans wird; eben jener Páll genannte Tote, von dem wir wissen, dass er der Bruder des Autors war

– ob es wohl irgendeinen Unterschied zwischen Erzähler und Autor gab? Ob das wohl mit dem übereinstimmt, was man mir beibrachte und von dem ich damals dachte, es verstanden und gutgeheißen zu haben? Ich erinnere, mich das gefragt zu haben –,

das traurige Erzählen von Jugend und Erwachsenendasein eines Isländers, was für mich einzigartig war, die extreme Kälte, das ihn bedrängende Meer, die weiße Farbe der Einsamkeit im isländischen Eis, dieser Insel aus finsterner Erde, wo auch die Götter vor langer Zeit einen Wohnsitz hatten, dieses immer heikle Gleichgewicht am unsichtbaren Rand des Abgrunds, dem wir

– um uns zu beruhigen –

einen der Namen des Wahnsinns geben; und dann gab es da noch die Geschichten aus dem psychiatrischen Krankenhaus von *Klepp*.

... sólo palabras esculpidas en piedra sobre una sepultura que vuela en el vacío ...

Oder:

... el loco dice que está enterrado ... todos los domingos va al cementerio a ponerse flores en la tumba ...

Poesie am äußersten Ende des *normalen Lebens*.

... yo era un caballo loco en el ojo de la eternidad ... más tarde estaba tumbado mirando al cielo ...

Die ganze Faszination, die diese Entdeckungen auf mich ausübten, blieb dort für später aufbewahrt, verschlossen, und harrete in jenen Seiten aus, in die Guðmundsson sie auf so poetische und deshalb für mich so beneidenswerte Weise hineingewirkt hatte.

Ich setzte meine Beobachtung der Gruppe fort.

Ich sah oft zu ihnen hinüber, zwischen kleinen Schlucken von einem schlecht gewählten österreichischen Wein, weiß, trocken, einem mittelmäßigen, mir unbekannten Wein aus Riesling- und Chardonnay-Reben, der sicherlich in Fässern aus schlechtem Holz gegoren war.

Ich behalf mich mit langsamen Gesten, von denen ich mir gewünscht hätte, dass sie einem zufälligen Beobachter entgangen wären, um das von der Kleidung verursachte Unbehagen meiner Haut zu vertreiben. Ich bemerkte, wie der Schweiß den gepflegten Anblick meines roten Hemdes in denjenigen eines schmierigen Lappens verwandeln wollte.

Ich zündete ab und zu eine Zigarette an, rauchte sie halb, zerdrückte sie dann zwischen Asche und Kippen. Der Tabak schmeckte mir nicht in dieser schwülen Luft. Der kleine, von der Zeit sehr oxydierte Aschenbecher aus Metall, war mit weißen Filtern gespickt. Ich rauchte *Davidoff Classic*, Zigaretten, die zwischen Filter und Markennamen mit zwei Silberstreifen verziert waren.

Ich hatte in der Zwischenzeit den letzten Schluck Wein getrunken, blieb unentschieden, was ich tun würde: bleiben und noch etwas trinken, was mein Verlangen, die Hitze zu vertreiben, befriedigen würde, oder aufbrechen. Vielleicht in den Tiergarten gehen und mich dort in den Schatten setzen, am Wasser eines der kleinen Seen. Oder zum Rasen auf dem rechteckigen *Hochmeisterplatz*, der mir absichtlich gewellt scheint, weil die Kinder dort Verstecken spielen, selbst vor den vier Stufen des Postamts. Oder vielleicht zur Wiese des *Halensees*, um mich dort nackt in den krei-

senden Strahl eines der vier oder fünf Rasensprenger zu legen. Wenn ich gleich nach Hause ginge, dachte ich, würden sich Unruhe und Verdruss durch die Hundehitze nur noch verstärken.

So entschloss ich mich zu bleiben und noch ein Getränk zu bestellen. Ich erinnere mich nicht, ob ich ausharrte, weil meine chronische Faulheit wieder einmal gesiegt hatte, oder aus einem anderen Grund.

... ich bin ein Berliner ...

(Mir ging diese dumme, arrogante
– und vielleicht deshalb historische –

Phrase von John F. Kennedy nicht aus dem Kopf; ich erinnere mich gut.)

Aber die Speisekarte lag vor mir auf dem Tisch. Ich öffnete sie.

... für den kleinen Hunger ...

... Getränke ...

Ich hob den Arm, um den hellen Schatten, der sich im Restaurant neben der Theke bewegte, herbeizurufen. Die Kellnerin trat ins Sonnenlicht hinaus und bewegte sich auf mich zu. Sie lächelte. Die Gleiche, die mich zuvor bedient hatte. Sie trug ein Piercing unter den Lippen, eine kleine, glänzende Kugel, was ihr gut zu Gesicht stand: die vollendete Form des Mundes, die Augen wie unwahrscheinliche blaue Mandeln, hervorstehende Wangenknochen, blondes, sehr kurzes Haar. Während sie das leere Weinglas nahm, bestellte ich einen Eiskaffee. Ich bemerkte, dass sie verwundert auf den Berg von Filtern sah. Ich lächelte, sagte nichts zu ihr.

Dann sah ich wieder zu der Gruppe hinüber.

Ich schob das glänzende, fast leere Schächtelchen aus dunkelroter Pappe langsam mit der linken Zei-